

(Nachdruck verboten.)

121

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Heß.

„Nachodka, bist Du wegen politischer Verbrechen schon in Untersuchung gewesen?“ fragte der Offizier.

„Ja, in Kostom und in Saratow . . . Aber die Gendarmen haben mich dort „Sie“ genannt . . .“

Der Offizier blinzelte mit dem rechten Auge, rieb es und meinte, seine kleinen Zähne zeigend:

„Ist Ihnen — ich sage Ihnen — Nachodka bekannt, welche frechen Burschen in der Fabrik die verbrecherischen Auf- rufe und Bücher verbreiten?“

Der Kleinrusse schaukelte auf seinen Beinen und wollte mit breitem Lächeln etwas sagen, aber wieder klang in ver- haltenem Zorn Nikolais Stimme:

„Freche Burschen sehen wir hier zum ersten Male . . .“ Dann herrschte Schweigen; alle blieben einen Augenblick unbeweglich.

Die Schramme im Gesicht der Mutter wurde blaß, und ihre rechte Braue glitt in die Höhe. Nybins schwarzer Bart zitterte sonderbar, er erhob die Hand, senkte den Blick und traute sich langsam den Bart.

„Führen Sie das Vieh hinaus!“ sagte der Offizier. Zwei Gendarmen faßten Nikolai unter die Arme und stießen ihn roh in die Küche. Dort machte er Halt, stemmte die Füße fest gegen den Boden und rief:

„Halt . . . Ich will mich anfleiden!“ Vom Hofe erschien der Polizeioffizier und sagte:

„Ist nichts da, haben alles nachgesehen!“

„Nun, natürlich!“ rief der Offizier lächelnd. „Das habe ich ja gewußt! Der Kerl ist ein schlauer Fuchs . . . Natürlich!“

Als die Mutter seine schwache, zitternde, spröde Stimme hörte und voll Furcht in sein gelbes Gesicht blickte, fühlte sie, daß dieser Mann ihr Feind, ihr unerbittlicher Feind voll Menschenverachtung sei. Sie hatte auch früher wenig solche Leute gesehen und jetzt fast vergessen, daß sie existierten.

„Das sind also die Menschen, denen Pawel und seine Freunde zu Leibe wollen!“ dachte sie.

„Unheilig geborener Andrej Onissimow Nachodka, ich verhafte Sie!“

„Weshalb?“ fragte der Kleinrusse ruhig.

„Das werde ich Ihnen später sagen!“ erwiderte der Offizier mit schadenfroher Höflichkeit. Dann wandte er sich zu Frau Wlassow und schrie sie an:

„Kannst Du schreiben?“

„Nein!“ erwiderte Pawel.

„Dich frage ich nicht!“ sagte der Offizier streng und fragte noch einmal:

„Alte, antworte! Kannst Du schreiben?“

Die Mutter gab unwillkürlich ihrem Haß gegen diesen Menschen nach; ihr ganzer Leib zitterte plötzlich, als sei sie in kaltes Wasser gesprungen, sie richtete sich auf ihre Narbe wurde purpurrot, und die Augenbraue senkte sich tief herab.

„Schrei'n Sie doch nicht!“ begann sie und streckte die Hand gegen ihn aus. „Sie sind noch ein junger Mensch . . . haben noch keinen Kummer kennen gelernt.“

„Beruhige Dich, Mutter!“ suchte Pawel sie zu hindern.

„Hier heißt es, die Zähne zusammengebissen!“ sagte der Kleinrusse.

„Bart, Pawel!“ rief die Mutter und stürzte zum Tisch.

„Warum verhaftet Ihr den Mann?“

„Das geht Euch nichts an . . . Still geschwiegen!“ rief der Offizier aufstehend. „Führen Sie den Arrestanten Wjessowtschikow herein!“

Er vertiefte sich in ein Aktenstück, das er dem Gesicht näherte.

Nikolai wurde hereingeführt.

„Müde ab!“ rief der Offizier, seine Lektüre unter- brechend.

Nybin trat zu Frau Wlassow, stieß sie gegen die Schulter und sagte leise:

„Werd' nicht hitzig, Mutter . . .“

„Wie kann ich die Müde abnehmen, wenn man mir die Arme festhält?“ übersahre Nikolai das Verlesen des Protokolls.

Der Offizier warf das Protokoll auf den Tisch.

„Unterschreiben!“

Die Mutter sah, wie alle das Protokoll unterschrieben, ihre Erregung legte sich, ihr Mut sank, und in ihre Augen traten ohnmächtige Tränen der Schmach! Solche Tränen hatte sie während der zwanzig Jahre ihrer Ehe geweint, die letzten Jahre aber hatte sie ihren beißenden Geschmack ver- gessen. Der Offizier sah sie an und meinte mit verächtlichem Gesichtsausdruck:

„Sie brüllen zu früh los, Madame! Passen Sie auf, später werden die Tränen vielleicht nicht reichen!“

Sie wurde wieder böse und sagte:

„Bei einer Mutter reichen die Tränen für alles . . . für alles! Wenn Sie eine Mutter haben — die wird das wissen, jawohl!“

Der Offizier legte die Papiere geschwind in ein neues Portefeuille mit glänzendem Schloß.

„Was die sich alles herausnehmen!“ wandte er sich an den Polizeioffizier.

„Freiheit!“ murmelte der.

„Marisch!“ kommandierte der Offizier.

„Auf Wiedersehen, Andrej, auf Wiedersehen, Nikolai!“ sagte Pawel warm und leise und drückte den Kameraden die Hand.

„Ganz richtig — auf Wiedersehen!“ lachte der Offizier spöttisch.

Wjessowtschikow drückte mit seinen kurzen Fingern schweigend die Hand und schnob laut. Sein dicker Hals war blutunterlaufen, seine Augen funkelten hart. Der Kleinrusse lächelte, schüttelte den Kopf und sagte der Mutter etwas; die bekreuzigte ihn und antwortete:

„Gott sieht die Gerechten! . . .“

Endlich schoben die Leute in grauen Mänteln in den Flur, kirrten dort eine Weile mit den Sporen und verschwanden.

Als letzter ging Nybin hinaus; er maß Pawel mit einem auf- merksamen Blick und sagte nachdenklich:

„Nun . . . Lebt wohl!“

Dann hustete er in seinen Bart und trat langsam in den Flur.

Pawel ging mit auf dem Rücken verschränkten Händen langsam im Zimmer auf und ab, wobei er über die Bücher und Wäsche, die auf dem Fußboden lagen, hinwegtrat, und sagte mürrisch:

„Siehst Du, wie es gemacht wird? . . . Mich hat man hiergelassen.“

Die Mutter blickte ratlos in dem unordentlichen Zimmer umher und flüsterte bekümmert:

„Warum ist Nikolai grob gegen ihn geworden?“ . . .

„Er hat Furcht bekommen . . .“ sagte Pawel leise.

„Ja . . . mit denen kann man nicht reden! . . .“

„Kommen herein, nehmen einen fest und führen ihn fort . . .“ murmelte die Mutter händeringend.

Der Sohn blieb zu Hause, ihr Herz schlug ruhiger, aber vor ihren Gedanken stand die unabwendbare Tatsache, die sie nicht begreifen konnte:

„Was will der gelbe Kerl mit seinen Drohungen? . . .“

„Schon gut, Mutter!“ sagte Pawel plötzlich entschlossen.

„Daß mir. Wollen jetzt das Zimmer aufräumen . . .“

Sie bewegte sich zu ihm, blickte in sein Gesicht und fragte leise:

„Haben sie Dich gekränkt?“

„Ja,“ erwiderte er. „Es ist ekelhaft . . . und schwer zu ertragen! Hätten sie mich doch auch mitgenommen . . .“

Es schien ihr, als wenn in seinen Augen Tränen ständen; sie empfand seinen Schmerz, wollte ihn trösten und sagte mit einem Seufzer:

„Bart, mir . . . Sie werden auch Dich holen! . . .“

„Das werden sie!“ erwiderte er.

Nach kurzem Schweigen meinte die Mutter traurig:

„Ach Pawel, wie bist Du streng! Wenn Du mich nur etwas tröstest . . .“

Er sah sie an, trat zu ihr und meinte leise:

„Ich versteh' es nicht, Mama! Ich kann nicht lügen... Du mußt Dich daran gewöhnen!“

Sie seufzte, schweig einen Augenblick und sagte dann, ihr furchtjames Zittern bezwingend:

„Und vielleicht foltern sie die Leute! Zerreißen den Körper, die zarten Knochen... Wenn ich daran denke... Pawel, mein Liebling, das ist entsetzlich!...“

„Ich glaube, sie zerreißen die Seele und nicht den Leib... Das tut weher, wenn sie mit ihren schmierigen Fingern die Seele betasteten...“

XI.

Am nächsten Tage wurde bekannt, daß Butin, Samoilow, Esomow und noch fünf andere verhaftet waren. Am Abend kam Fedja Masin zu ihnen gelaufen — bei ihm hatte man ebenfalls Hausfuchung gehalten. Das erfüllte ihn mit Befriedigung, er fühlte sich wie ein Held.

„Hast Angst gehabt, Fedja?“ fragte die Mutter.

Er wurde etwas blaß, sein Gesicht wurde schärfer, die Nasenflügel zitterten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Gartenbau-Ausstellungen der Zukunft.

Berlin soll im Jahre 1909 seine Internationale Gartenbauausstellung haben. Der Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den preussischen Staaten hat es jüngst beschlossen und er hat gleichzeitig die Vorarbeiten in die Hand genommen. Somit wird die nächste bedeutendste Gartenbauausstellung in der Reichshauptstadt stattfinden. Die Etappe, welche dahin führt, ging in diesem Jahre über Dresden und Mannheim, etwas weiter zurück liegt Düsseldorf. Für die Beurteilung der Frage, was Berlin zu bieten haben wird, können die Düsseldorf- und Mannheimer Unternehmungen zu keinem Vergleich herangezogen werden, denn die Berliner Ausstellung wird im Gegensatz zu den beiden letzteren nur wenige Tage geöffnet sein, gerade wie die diesjährige Internationale Gartenbauausstellung in Dresden.

Hat das Dresdener Unternehmen irgendwelche neue Gesichtspunkte gezeitigt, die für das Berliner Werk beachtenswert erscheinen könnten? Die Meinungen hierüber gehen auseinander. Die Gartenbaufachleute werden die Frage bejahen, wohingegen die Künstler, als da sind Architekten, Bildhauer, Maler und was sich sonst noch berufen fühlt zu kritischen Äußerungen über all das, was den Gartenbau betrifft, mit einem entschiedenen Nein antworten werden. Dichter werden sich dieser Verneinung anschließen, denn auch diese wagen sich in jüngster Zeit an die schwierige Aufgabe, Gärten zu „komponieren“.

Wollte man all jenen Urteilen, die in letzter Zeit von Kunstschritstellern über die Dresdener Gartenbauausstellung im Umlauf gesetzt worden sind, Glauben schenken, so müßte Dresden das miserabelste Nachwerk geboten haben, das bei Gartenbauausstellungen überhaupt nur möglich. Dieser vernichtenden Kritik gegenüber steht das fast uneingeschränkte Lob, welches dem Dresdener Unternehmen von Gartenbaufachleuten des In- und Auslandes gezollt wird. Woher rührt dieser Gegensatz? Urteilen die Künstler aus Unkenntnis der Sachlage oder sind die Gartenbaufachleute vor lauter Eigenliebe blind geworden? Wer nicht voreingenommenen Blickes zur Prüfung schreitet, der wird sich auf die Seite der Gartenbaufachleute schlagen und den Künstlern vorhalten, daß sie unbedachterweise etwas verlangen, das gar nicht geboten werden sollte, ja, nach Lage der Dinge gar nicht geboten werden konnte. In übereinstimmender Weise beurteilen die Künstler Dresden, weil hier keine angewandte Gartenbaukunst gezeigt wurde, weil keine Haus- und Willengärten vorhanden waren, weil an Stelle dessen die Pflanzen in einer Anordnung sich dem Publikum präsentierten, die man als Castanschen Panoptikumzauber zu bezeichnen sich bemüht fühlte.

Eben diese Anordnung der Ausstellungsgruppen, die den Zorn der Künstler so sehr herausforderte, hat bei der Sachwelt so ungeheuren Anhang gefunden, und man darf getrost Hundert gegen Eins setzen, daß in dieser Beziehung Dresden für alle Gartenbauausstellungen der Zukunft vorbildlich sein wird, nicht zum mindesten für die Internationale in Berlin 1909.

Bereits auf früheren Ausstellungen ist der Versuch gemacht worden, von der planlosen Nebeneinanderreihung der einzelnen Ausstellungsgruppen Abstand zu nehmen und möglichst alle Ausstellungsobjekte unter Zuhilfenahme von Malerei und Architektur zu einem einheitlichen Ganzen zu vereinigen. Nun ist es Dresden gelungen, in dieser Beziehung dem Ideal ziemlich nahe zu kommen. Die einzelnen Säle boten je ein Bild, das alle Ausstellungsgruppen vereinte. Da war eine Gebirgslandschaft, die eine ungefähre Vorstellung gab von dem Zauber, den die Gebirgspflanzen über ihren

heimatlichen Standort verbreiten; ein anderer Saal gestattete eine Vorstellung von der Romantik eines Urwaldes, usw. Die Ausstellungsleitung war hier dem Prinzip gefolgt, das wir in naturwissenschaftlichen Sammlungen bereits seit Jahrzehnten an Anhängern gewinnen sehen. In den botanischen Gärten und Museen werden die Pflanzen und Pflanzenobjekte nicht mehr „systematisch“ nebeneinander gereiht, sondern unter möglicher Wahrung der natürlichen Verhältnisse zusammengestellt; hier sollen die Sammlungen uns einzelne Bilder aus der Natur veranschaulichen. Das gleiche gilt von zoologischen Museen und Gärten. Geradezu imposant wirkt in dieser Beziehung das Hagenbedsche Tierparadies gegenüber der alten Methode der Schaustellung, die uns die Könige der Tierwelt auf einem Raum von wenigen Metern im Gebierr zeigt.

Wenn nun die Gartenbaufachleute dieses Prinzip auf ihre Ausstellungen zu übertragen versuchen, so kann dem nur rückhaltlos zugestimmt werden. Was die Künstler von der Dresdener Gartenbauausstellung verlangten, die Vorführung angewandeter Gartenbaukunst, das ist für solche Ausstellungen zum größten Teil ein Ding der Unmöglichkeit. Haus- und Willengärten in ihrer Vollendung zu zeigen, dazu bedarf es eines Zeitraumes von zwei Jahren, und darum ist dieses nur möglich auf Ausstellungen, die von monatelanger Dauer sind, wie die diesjährige Mannheimer Ausstellung und jene von Düsseldorf im Jahre 1904. Die Berliner Ausstellung von 1909 wird darum in dieser Beziehung sicherlich wieder das Mißfallen der Künstlerschaft erregen. Daran ist nun nichts zu ändern; ändern können sich eben nur die Künstler, indem sie davon nehmen, Unmögliches zu verlangen.

In anderer Beziehung wird hingegen dem Verlangen der Künstler nach angewandeter Gartenbaukunst auf den Zukunftsausstellungen Rechnung getragen werden, das ist, soweit Blume und Pflanze als Mittel zum Raumschmuck in Betracht kommen.

Bereits vor Dresden sind an verschiedenen Orten, so auch in Berlin wiederholt Versuche gemacht worden, Blume und Pflanze als Schmudmittel im Raum vorzuführen. Es sei nur an die diesjährige Berliner Bindkunst-Ausstellung im März erinnert, zu der verschiedene Wettbewerbe für Innendekoration ausgeschrieben waren; wenn die Beteiligung an diesen Wettbewerben recht schwach war, so ist dies eben darauf zurückzuführen, weil es sich um etwas Neues, noch nicht recht Erprobtes handelte. Die Dresdener Ausstellung bot schon mehr. Und für die in diesem September in Mannheim stattfindende Allgemeine Bindkunst-Ausstellung sind eine ganze Anzahl von Aufgaben gestellt, die in ihrer Gesamtheit das Heim im Blumenschmuck zeigen sollen.

So sehen wir die Gartenbauausstellungen nach zwei Richtungen hin sich in ein neues Gewand kleiden. Beide Richtungen wurden in Dresden zum ersten Male in umfassender Weise einem großen Publikum vorgeführt und somit muß die Dresdener Ausstellung als bahnbrechend für die Gartenbauausstellungen der Zukunft bezeichnet werden. Für die Folge wird der Pflanzengärtner uns mit seinen Leistungen Naturbilder zeigen, und der Blumenbinder und Dekorateur werden bemüht sein, zu veranschaulichen, wie Blume und Pflanze als Schmudmittel im Raum zu verwenden sind. Ein drittes Moment wird bei solchen Ausstellungen neu hinzukommen, deren Dauer sich über die Sommermonate erstreckt, eben jenes, nach dem die Künstlerschaft verlangt: der vollständig ausgeführte Haus- und Willengarten. R a f f t.

Kleines feuilleton.

Aus der Wanderzeit. Langsam schlenderte ich durch die Rosenfelder von Brieg. Es hatte am Tage zuvor geregnet; aber heute lachte die Juni-sonne um so kräftiger auf die grüne, blühende, reisende Erde herab und auf den Feldern schimmerte und flimmerte der Abglanz ihrer Strahlen, wie ein hingewetzter, goldiger Hauch. Ein junger Bauernknecht häufelte Kartoffeln, ab und zu durch muntere Juruße das dicke, schwere Pferd antreibend.

Eine gut gepflegte Chaussee zieht nach Mariendorf hinüber, rechts und links von Bäumen flankiert. Die Böschungen zu beiden Seiten sind mit schwellendem Grün überzogen und laden wie ein weicher, ausgebreiteter Teppich zum Rasten ein. Und ich nahm die Einladung an und streckte mich darauf aus, in dem wohligen Gefühl des Alleinseins, weltabgeschieden, fern von allem Lärm und Hasten, mir selbst überlassen auf eine kurze Spanne Zeit. Drüben, auf den Wiesen, lag gemähtes Heu, und Frauen mit bunten Kopftüchern und Männer in Hemdsärmeln wendeten es mit Rechen und Gabeln, um es aufs neue der sengenden Sonnenglut auszusetzen. Und indem meine Lunge den herben, satten, fast betäubenden Duft in gierigen Zügen einsoß, tauchte in meiner Erinnerung eine weit zurückliegende, aber doch fest eingeprägte Begebenheit auf.

Es war vor zehn Jahren. Ich zählte damals 18 Lenze, hatte einen vielversprechenden Flaum unter der Nase und kühne, gleichgültige Hoffnungen in der totenschwangenen Brust. Es war mein erster Ausflug aus der Enge des elterlichen Nestes, er sollte zu einem dauernden werden. Wochen-, monatelang hatte ich, im Uberschwang der jugendlichen Freiheit, jede Arbeitsgelegenheit ver-

schmähend und Welt hoch mit weisend, die Schweiz und Tirol auf Schüfters Rappen durchzogen. Nun aber gingen meine Darmittel, trotz eingehender, ökonomischer Erwägungen und Berechnungen zur Neige. Mit den Stiefeln mußte ich auch des öfteren ernste und verböhnende Rücksprache nehmen, denn schon in der Schweiz war ich auf „deutschem Boden“ gegangen und an meinen Abfäßen hätte ich selbst den verböhrtesten, harinädigsten Zweifler davon überzeugen können, daß die Welt rund ist.

Es war in Oberbayern, wir kamen von der Tiroler Grenze. Ich hatte mich in Gesellschaft eines Gefährten, eines „berufsmäßigen“ Walzbruders, an einem Bergesabhang gelagert. Ueber uns türmten sich die waldigen Höhen in gigantischen Formen auf, links, weit hinten, in Blau verschwimmend, winkten die Tiroler Berge, und zu unseren Füßen breietete sich die hügelige Ebene aus. Die Bauern waren mitten in der Heuernte, und die Eisenteile ihrer Gerätschaften blitzten und funkelten in der Mittagssonne weithin. Ein leichte Brise trug uns den köstlichen, herben Heuduft wellenweise zu und wir sogten ihn, auf dem Rücken liegend, in kräftigen Zügen ein. Mein Begleiter war etwa 40 Jahre alt, aus der Rheingegend gebürtig und hatte einen schönen, ernsten Christuskopf. Er war von hohem Wuchs und hielt, was bei diesen Leuten selten vorkommt, viel auf sein Aeußeres. Besonders die schmalen, aristokratischen Hände pflegte er mit der Sorgfalt und Eitelkeit einer Pariser Modedame. Gott weiß, wo ich ihn aufgelesen hatte, auf der Wanderschaft findet man sich und verliert sich wieder, in raschem Wechsel, daß man kaum darauf achtet. Mit diesem reiste ich schon mehrere Tage. Es war ein interessanter, unterhaltender Begleiter. Er kannte alle Städte, Dörfer, Höfe, alle Wege und alle Häuser, wo es ein Geschenk gab. In allen „Kittchen“ hatte er schon gerummt und mit allen Ortspolizisten sich herumgeschlagen. Mit Hilfe eines Onkels hatte er das Baufach studiert, in Köln und zuletzt in München, und da war es auch, wo er, durch irgendwelche Streiche, über diesen Punkt ließ er sich nicht aus, verbummelte. Er besaß viel Wissen, was mir, als einfachem Handwerksgehilfen, ungeheuer imponierte, und wenn er mir in seiner fesselnden Weise etwas erklärte, dann lauschte ich andächtig und mit heiliger Scheu lickte ich zu ihm auf. Besonders geschickt im Zeichnen war er, und mit verblüffender Sicherheit und Schnelligkeit konnte er einen Menschen, ein Haus oder ein Fuhrwerk an irgendeinem Bretterzaun oder auch auf dem Papier festhalten. Zwerchfellerschütternd aber wirkte er dann, wenn er einen geizigen Bauer oder Pastor tarifizierte. Mit einem einzigen Blick hatte er den charakteristischen Zug in dem Gesicht des Verhaßten erfaßt und mit genialem Geschick entwarf er dessen Bild an der Wand eines Hauses oder an einem Hoftor, das Charakteristische ins Groteske übertreibend.

Aus dem Tal herauf, durch die brütende Mittagssonne, klang das dünne, wimmernde Läuten eines schwindstüchtigen Glöckchens. Nur ganz kurz, dann ein leises Nachklingen, ein schwaches Vibrieren des Tons und alles war wieder stumm und still. Den steilen Weg herauf kam jetzt ein kleiner Zug. Sechs Männer trugen leuchtend einen rohgezimmerten Sarg. Keine Blume, kein Kranz schmückte diesen, und die Sonnenstrahlen prallten auf die lahlen, nüchternen Bretter. Mich durchzog ein frostiges, häßliches Gefühl. Ein altes, schluchzendes Mütterchen, mit wellen, trockenen Zügen, mühsam an einer Krücke humpelnd, folgte hinterher. Daneben trottete ein Idiot, mit unförmigem Kopfe und grinsendem Gesicht, und zwischen beiden trippelte barfuß ein kleiner, blasser Junge. In den kleinen Händen hielt er einen Kranz aus Feldblumen, roter Mohn, blaue Kornblumen, vermischt mit Rittersporn und anderen. Das war alles. Kein Pfarrer war zu sehen. Gewiß ein Selbstmörder, der da hinausgetragen wurde, dazu eine Armenleiche. Mein Gefährte war aufgestanden und hatte das Haupt entblößt. Ich tat desgleichen. Dann winkte er mir zu und folgte dem Zuge, und ohne zu wissen, warum, gehorchte ich. Wir schritten ernst hinter den anderen her. Die Träger blickten sich finster und fragend um. Sie nahmen vernünftig an, es handle sich um einen Missethäter. So erreichten wir den kleinen Friedhof, der am Rande des Waldes gelegen war. Wohl aus praktischen Erwägungen hatte man ihn hier oben angelegt, denn der Boden war rissig und steinig und somit wertlos. Ein aus Knüppelholz primitiv errichteter Zaun schloß den Friedhof ein. Ganz hinten, zwischen Brennesseln und wildem Gestrüpp, abgetrennt von allen anderen Gräbern, hatte man, in echt christlicher Liebe und Duldsamkeit, eine schmale Grube gegraben. Ohne besondere Umstände zu machen, ließen die Männer, froh, ihrer Last entledigt zu sein, den Sarg hinabgleiten. Alle warfen eine Handvoll Erde in die Gruft hinein, dumpf und hohl klang es jedesmal zurück. Oben, in dem Wipfel eines Baumes, sang in tiefen, vollen Tönen eine Amsel.

Das alte Mütterchen schluchzte bitterlich, durch ihren Körper ging ein konvulsives Zucken. Das Kind aber wollte gar nicht begreifen, warum die schönen Blumen in das Grab gelegt werden sollten, und mit großen blauen Augen sah es hinunter, auf den Sarg. Schon wollten die Männer beginnen, das Grab zuzuschütten, als mein Begleiter ein Zeichen gab und, sich um die erstaunten Blicke der Umstehenden nicht kümmernd, mit seinem prächtigen, sonoren Organ ein Vaterunser zu sprechen begann. Und es schien vor ihm eine suggestive Macht auszugehen, denn alle senkten das Haupt und beteten mit. Es war ein schöner, erhebender und doch so wunderlicher Anblick. Der Stromer in seiner schabigen Kleidung, den Hut in der Hand, laut vorbetend. In seinen weichen, goldblonden Locken spielte der leichte Höhenwind, seine Gestalt schien sich zu dehnen, und

das feingeschnittene, bräunlich angehauchte Gesicht glühte in edler Feuer. Unter der bannenden Wirkung dieser faszinierenden Erscheinung mußte sich unwillkürlich alles beugen. Als das Gebet zu Ende war, nahm er mich am Arm und schritt hastig dem Ausgang zu. Hinter uns folgten erstaunte Blicke und das Plumpsen der Erdschollen klang dumpf durch die Waldesruhe. Als wir draußen waren, blieb er stehen und sah mich ernst an. „Weißt Du,“ sagte er, mit weicher, vibrierender Stimme, „ich ärgere mich immer, wenn ich so was sehe. Meinen Vater haben sie auch so verscharrt, lang- und klanglos, wie ein verredtes Vieh, und es sind doch Menschen, Menschen sind's! Menschen!“ schrie er noch einmal und seine Augen rollten wild. Zwei-, dreimal schallte das Echo aus dem Walde zurück: „Menschen!“

Kunst.

e. s. Vor dem Schloß sind nach der Seite des Lustgartens zu eine Reihe Bronzefiguren, fünf an der Zahl, aufgestellt worden. Die Standbilder der Dranier. Wen die Namen interessieren, der findet an jedem Sodel eine Tafel, die Unterricht in der Geschichte erteilt. Es ist auch nicht nötig, die Namen der Bildhauer zu nennen. Die Figuren gleichen sich alle, dunkle, überlebensgroße Puppen, denen jede Charakteristik, jede plastische Form und dekorative Seite fehlt. Panzer, Schärpen, Helme, Degen in Bronze gegossen und einer Figur angehängt, deren Besonderheit insofern wechselt, als sie einmal das linke, dann das rechte Bein vorstellt, einmal den linken, dann den rechten Arm einstimmt. Das Gesicht geht in dem allgemeinen, schwärzlichen Ton unter, und so stehen diese Helben als recht düstere und in ihrer Schwärzlichkeit mißvergünstigte Gestalten vor dem Schloß, das dadurch sogar in seiner Front noch Helligkeit gewinnt. Bis dahin hatte das Portal durch die flankierenden Rossbändiger noch etwas Großzügiges. Die wie eine Wache aufmarschierenden „Dranier“ nehmen der Fassade diesen Eindruck und wandeln ihn ins Spielerische. Vielleicht wird auch noch der älteste Teil des Schlosses, jener schöne Fassadentempel aus dem 15. Jahrhundert auf gleiche Weise zerstört. Seit der „Siegesallee“ ist soviel über diese Art „Kunst“ geschrieben worden, daß nichts mehr zu sagen übrig bleibt.

Wenden wir uns zu etwas Erfreulichem! Wenn man von hier aus über den Platz geht, den das einfache schöne und edle Museum mit seinen großartigen Treppenanlagen grüßt und der prächtige Dom Raschdorffs verunziert, kommt man hinter dem Museum in einen stillen Winkel von einer Schönheit, wie sie Berlin selten hat. Die Nationalgalerie ragt kühn auf. Eine breite Säulenhalle führt im Rundbogen herum. Das pergamentene Museum liegt zurückgezogen da. Und von der Säulenhalle aus hat man wunderschöne Blicke über das Wasser, die Spree. Drüben baut sich die Geschäftstadt auf. Gewimmel und Leben; hier die Stille. Hier an diesem stillen Winkel, in dem man sich von Großstadtlärm und -Unruhe hineinschlüpfen kann, in den die ferneren Geräusche nicht hindrängen, wo Bänke zum Sitzen einladen, sind einige plastische Bildwerke zur Ausstellung gelangt, deren Wert dauerhaftere Genüsse verspricht.

Am besten wirkt die Reihe bei der Amazone von Quailon. Drei Plastiken. Der Sieger von Heintr. Waude; die Steinklopferin von Karl Janssen-Düsseldorf und der trunkene Faun von Sukmann-Hellborn. Alle drei ergeben eine gute Gesamtwirkung und lösen sich fein ab: die gespannte, erregte Figur des Kämpfers, die ruhige Sitzstellung der arbeitenden, sich nach dem Kinde umblidenden Frau und die schlaffe, weidlich nachgebende Haltung des Trunkenen. Es kommt bei den beiden Stehenden der Gegensatz des energiebollen Körpers, in dem alle Muskeln spielen, zu dem Charakterlosen, Vertrocknen der Oberfläche des trunkenen Körpers gut heraus. Als das beste Werk ist der Sieger zu bezeichnen; die Steinklopferin hat für unser Gefühl etwas zu Unrealistisches, Sentimentales.

Weniger gut wirkt die auf der anderen Seite der Nationalgalerie (nach dem Wasser zu) aufgestellte Reihe. Vier Bildwerke. Der Fischer, der ein gerettetes Mädchen auf dem Arm trägt, von Brütt. Ein wenig zu sehr Genrefigur. Der Hunne zu Pferde von Höfel; ein bißchen zu kleinlich, von dem Künstlerischen zum Inhalt abziehend, auch zu unruhig. Ein gutes Werk, das rein die Gesege der Plastik betont, ist der „Vogenspanner“ von Nil. Friedrich, von der Sezeßion her bekannt. Groß und einfach in der körperlichen Erscheinung, absehend vom Detail; Glieder in der Anspannung der Kraft. Der folgende Vocciaspieler von Aug. Kraus ist eine annehmbare, aber etwas unpersönliche Arbeit. Diese Reihe hat etwas Zusammenhangsloses. Sie hat in sich keinen Halt und Ausgleich. Dadurch kommt der Eindruck des Willkürlichen, Unkünstlerischen heraus.

Vor dem Gebäude der Nationalgalerie selbst steht die bekannte Figur des „Siegesboten von Marathon“ von Max Kruse. Voller Kraft, voller Elastizität.

Es ist dies ein erfreulicher Anfang, plastische Kunst in die Öffentlichkeit zu bringen und sie nicht in Museen als in Totenkammern aufzuspeichern. Leider haben wir in der Gegenwart diese öffentliche Wirkung der Kunst gortz vernachlässigt. Auch der Künstler könnte davon lernen. Das Darniederliegen der dekorativen Plastik und der Denkmalskunst hat sicher auch darin ihren Grund, daß die Künstler davon absehen mußten, für die Öffentlichkeit zu schaffen. Sie verkümmerten sich mit ihren Schöpfungen ins Kleinliche. Auch in dieser Hinsicht steht also von dem neuen Vorgehen eine günstige Wirkung zu erwarten.

Es zeigt sich dabei, wie schön das natürliche Grün der Umgebung mitwirkt. Wie eine Gestalt sich dunkel aufrecht vor dem Blätterwerk, wie eine knieende Figur sich einfügt, wie der glatte Nasen einen wohlthuenden Fonds abgibt für die Plastiker, das ist reizvoll zu beobachten. Davon können auch die Museumsleiter lernen, denn wir sind nicht sehr geübt in der Aufstellung solcher Werke im Freien, wie vorliegendes Beispiel zeigt, wo alles zur Verfügung! Wie vielen Schlechten gilt es noch ein Gegenstück zu schaffen. Müssen es immer Denkmäler oder Brunnen sein, die einen Platz schmücken. Genügt nicht eine schöne, nackte Einzelfigur, um die Gezehe der Schönheit auszusprechen? Ja, ist sie nicht gerade imstande, das Gefühl für die Schönheit zu wecken?

Wie gesagt, es ist ein Versuch, dem Volk ein Museum im Freien zu schaffen. Als solcher sei er unbedingt anerkannt und mit Freuden begrüßt. Weiterhin hoffen wir, daß die Auswahl künftighin noch mehr sonders. Neben der schönen Amazone von Quailon halten sich die meisten der genannten Bildwerke schwer, und es sieht fast aus, als habe man der Verlegenheitsstücke sich entledigt, für die man in der Galerie nicht gern einen Platz behielte. Für die Öffentlichkeit ist aber gerade nur das Beste gut genug. Denn nur das einwandfreie, reine Kunstwerk spricht auch für den sachmännisch nicht Vorgebildeten nachhaltige Lehren aus.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Flußsäure im Süßwasser. Die Flußsäure hat durchaus nichts mit Flüssen zu tun, so daß der jetzt erbrachte Nachweis ihres Vorkommens im Süßwasser sogar eine große Ueberraschung für die Naturforscher sein wird. Der Name Flußsäure rührt vielmehr davon her, daß das zu ihrer Herstellung benutzte Mineral Flußspat, dessen meist schön blau gefärbte Würfelkristalle wohl schon jeder gesehen hat, seit langer Zeit als sogenanntes Flußmittel beim Schmelzen von Metallen, und zwar von Eisen-, Kupfer- und Silbererzen, benutzt wird. Das Element, das dem Flußspat und der Flußsäure eigentümlich ist, heißt Fluor. Außer in diesem und einigen anderen seltenen Mineralien ist es im Meerwasser nachgewiesen worden. Im Seewasser findet sich überhaupt eine große Zahl der Grundstoffe, aus denen sich die Erde zusammensetzt, viele aber nur in äußerst geringen Mengen, die nur durch die ungeheure Masse des Meerwassers bedeutend werden. Das Fluor ist verhältnismäßig reichlich im Meerwasser vorhanden, denn auf jedes Liter kommen 12 Milligramm eines Fluorsalzes. Außerdem ist ermittelt worden, daß sich in Kusterschalen und anderen Muscheln das Fluor anreichert, so daß es den zehnfachen Betrag der gewöhnlichen Menge erreicht. Immerhin ist auch diese Menge noch zu gering, um den Genuß der Seemuscheln gefährlich zu machen, wie es sonst der Fall sein würde, da die Flußsäure eins der schärfsten Reizmittel ist, die überhaupt bekannt sind. Dr. Carles, dem die Wissenschaft schon grundlegende Untersuchungen über das Vorkommen des Fluor im Meerwasser verdankt, hat seine Forschungen in letzter Zeit auf das Süßwasser ausgedehnt und nun, wie er der Pariser Akademie der Wissenschaften mitgeteilt hat, eben die unerwartete Entdeckung gemacht, daß auch im Wasser der Flüsse und Sümpfe der gleiche Grundstoff weit verbreitet ist. Auch in diesen Gewässern nehmen die Muscheln besonders große Mengen von Fluor in sich auf und benutzen es zur Verfestigung ihrer Schale. Zu gleichem Zweck brauchen es die Schnecken, die es aus den von ihnen verzehrten Blättern aufnehmen.

Medizinisches.

Eine neue Aufklärung über die Seekrankheit, die gleichzeitig erfreulicherweise auch den Weg zu einer neuen Behandlung zu zeigen scheint, wird von Medizinalrat Dr. Schläger aus Oldenburg im letzten Heft der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ gegeben. Dieser Arzt vergleicht das Gefäßsystem des Menschen mit einem geschlossenen System kommunizierender Röhren von verschiedener Weite. Wenn ein solches unter Schwingungen versetzt wird, so werden keine erheblichen Wirkungen auf die in den Röhren enthaltene Flüssigkeit eintreten, wenn sie vollständig gefüllt sind und das Material der Röhren nicht elastisch ist. Die Adern und Gefäße des menschlichen Körpers aber sind elastisch und unter diesen Umständen werden durch Schwingungen, wie sie beim Aufenthalt auf einem Schiff auftreten, Schwankungen in der Füllung der einzelnen Blutwege erfolgen, indem entweder eine Ueberfüllung mit Blut oder eine Blutleere erzeugt wird. Dr. Schläger ist auf Grund eigener Beobachtungen zu der Anschauung gelangt, daß die Seekrankheit mit dem Magen überhaupt nichts zu tun hat und daß wenigstens die hauptfächliche Störung vom Gehirn ausgeht. Die eigentliche Ursache für die Erscheinungen der Seekrankheit erblickt er auch nicht in der Blutleere oder Blutüberfüllung, sondern in dem unregelmäßigen Wechsel der Blutflüsse und die dadurch ausgeübte Reizung auf das Gehirn. Es würde demnach bei der Behandlung oder Verhütung der Seekrankheit darauf ankommen, die Wirkung der Schiffsschwankungen auf den Blutstrom zu verhindern, und Dr. Schläger macht den Vorschlag, die in so kurzer Zeit berühmt gewordene Biersche Stauung dabei zu erproben. Er glaubt bereits die Beobachtung in einigen Fällen gemacht zu haben, daß eine Erzeugung von Halsstauung selbst bei starken Stürmen die Entstehung von Seekrankheit bei Leuten verhindert, deren Anfälligkeit gegen dies Uebel durch frühere Erfahrungen auf das Unangenehmste er-

wiesen worden war. Es wird daher den Ärzten empfohlen, gelegentlich weitere Versuche mit diesem ziemlich einfachen Verfahren auf Seereisen zu machen.

Humoristisches.

— Eine Prinzennot. Der preussische Minister des Innern ersuchte die beteiligten Kreise, die an den Kaiser gerichteten Einladungen um Entsendung eines Prinzen zur Eröffnung von Ausstellungen und Kongressen tunlichst einzuschränken, da es nicht mehr möglich sei, allen diesen Besuchen zu entsprechen.

Zur Abstellung dieser drückenden Notlage gibt es zwei Wege:

1. Eine Einschränkung der Zahl der Ausstellungen und Kongresse. Wer diese Zahl einschränken wollte, müßte sich aber dem Mäde der Zeit entgegenwerfen; das war früher möglich, aber seitdem die Zeit in einem Automobil dahinfährt, gerät derjenige, der sich ihr entgegenwirft, unter die Räder.

2. Eine Vermehrung der Zahl der preussischen Prinzen. Diese kann wieder auf zweierlei Arten geschehen.

a) Auf natürlichem Wege. Aber selbst wenn diese Sache mit der ihrer Wichtigkeit entsprechenden Eile behandelt würde, würden die neuen Prinzen doch erst in etwa 20 Jahren zu verwenden sein.

b) Auf künstlichem Wege. Verdienten Männern, die bisher zu Geheimen Kommerzienräten ernannt wurden, könnte der Titel und Rang eines preussischen Prinzen verliehen werden. Aber das geht auch wieder wegen der Ebenbürtigkeit nicht.

Unter diesen Umständen sieht der Patriot mit tiefer Trauer in die Zukunft. Es nützt nichts, die Augen vor dem kommenden Unheil zu verschließen. Männern geziemt es offen auszusprechen, was sie befürchten. Das Vaterland geht einem neuen Jena entgegen: „Es wird bald eine Ausstellung ohne einen Prinzen eröffnet werden müssen!“

— Heut wie alle Tage schließt der kleine Max sein Abendgebet mit der Bitte: „Behüte auch den lieben Vater und die Mutter, die Tante und den Onkel“ und dann mit einem ungeduldigen Seufzer: „Ach, lieber Gott, nun merk Dir's endlich, ich hab's Dir doch schon oft genug gesagt!“
(„Jugend.“)

Notizen.

— Im Neuen Theater findet die Erstaufführung des phantastischen Schauspiels: „Ein seltsamer Fall“ von J. Morton und J. F. Gunniver, das ein Ensemble Berliner Künstler in den Monaten Juli und August zur Darstellung bringt, am Sonnabend, den 20., statt.

— Der Planet Mars hat gegenwärtig, wie der „Köln. Ztg.“ geschrieben wird, seine diesmalige größte Annäherung an die Erde erreicht, 61,5 Millionen Kilometer, während er uns im günstigsten Falle bis auf 56,3 Millionen Kilometer nahe kommen kann. Die gegenwärtige Opposition dieses Planeten ist also für astronomische Beobachtungen seiner Oberfläche recht günstig, leider steht er aber für unsere Gegenden zu tief am Horizont, so daß er hier nicht mit Erfolg untersucht werden kann. In Berlin beträgt die größte Erhebung des Planeten über den südlichen Horizont nur 9, in Paris 18, in Rom 20 Grad, weshalb selbst bei günstigster Witterung auch von den größten in Mitteleuropa vorhandenen Fernrohren nicht viel zu erwarten ist. Dagegen dürfte in südlichen Breiten die Beobachtung des Mars auch in diesem Jahre wichtigere Resultate ergeben, besonders auf dem Observatorium zu Arequipa und demjenigen von Percival Lowell. Lowell hat bereits über mehrere seiner diesmaligen Beobachtungen Meldungen gemacht. Eine Beobachtung am 26. Mai ergab, daß die Grenze der südlichen Eiszone bei 51 Grad Breite lag, sie war im Durchschnitt pro Woche um zehn Kilometer zurückgewichen. Die dunklen Flecken der Marsoberfläche zeigten wieder sonderbare Veränderungen. Ein mit dem Namen Laeus solis bezeichneter wenig dunkler Fleck, wahrscheinlich eine große sunnpfuge Region auf dem Mars, hat jetzt neben sich einen kleinen, runden, dunklen Fleck, und von beiden laufen dunkle Linien (Kanäle) aus. Einen ähnlichen Anblick hatte diese Marslandschaft 1894 dargeboten, aber seitdem nicht mehr. Der Astronom Comas Sola in Barcelona bestätigt die Wahrnehmung Lowells. Es ist hiernach nicht zu bezweifeln, daß auf der Oberfläche des Mars wiederum große Veränderungen vor sich gegangen sind, die wahrscheinlich zu den dortigen Jahreszeiten in Beziehung stehen.

— Ein neues Bild von Botticelli. In Paris ist ein neuer Botticelli entdeckt worden; das Gemälde befand sich in Privatbesitz und die Eigentümer ahnten nicht, daß es ein erlesenes Werk des berühmten Florentiner Meisters war, das sie in ihrem Hanebargen. Es ist eine „Madonna mit dem Kinde“. Die Jungfrau ist sitzend dargestellt, den Blick gesenkt, das Haupt an das Kind geschniegt, das aufrecht auf ihrem Schoße steht. Links von der Gruppe gewahrt man das Profil eines anbetenden Engels. Die Figuren sind vor einen Arkadenbogen gestellt, der Ausblick gibt auf eine weite, ammutige Landschaft, durch die ein Flußlauf sich schlängelt.